

## Jus und Recht.

Roman von Fred B. Gardt.

„Das verstehe ich vollständig, Adam. Wie die Sache liegt . . .“

„Ich glaube, Ottokar, Sie verstehen mich doch nicht.“ — unterbrach Mynherr ter Linden. Er trat ganz dicht an Kommerzienrat van Bosch heran und sah ihm fest in die Augen. Dann sagte er langsam und mit fester Betonung: — „Der Bursche ist ein prächtiger Kerl. Wissen Sie, was ich täte, wenn er mein Junge wäre?“

Nein, Kommerzienrat van Bosch verstand seinen Better wirklich nicht!

„Ich würde ihn jeden Tag im Gefängnis besuchen. Vierlang vorkahren. Das Gesindel sollte bersten vor Wut. Und mir wäre es ganz gleichgültig, ob sie ihn verurteilen oder nicht. Was schere ich mich um solche Juristentkisse. Ich würde ihn dann aufs Pferd setzen — so mein Junge, jetzt reite drauf los. Die Welt ist groß und weit, Deutschland ist nur ein Drecksfleck auf der Landkarte. Er kann ja cow boy werden, Pflanze in Sumatra. Meinethalben Seeräuber driiben bei den Atchinesen. Das ist alles gleichgültig. Nur eine andere Erscheinungsform für das Leben. Aber Frank Werner ist ganz mit diesem verdammten Lande verwachsen, vollgepfropft mit deutschem Idealismus und wird lendenlahm bleiben, wie es auch ausgeht. Und Eure Kultur ist nicht geeignet, auf den Kern zu sehen. Ihr bleibt immer am Neuzeren haften. Gefängnis — Nasenrumpfen — Fußtritte. Und er wird stolpern, jetzt oder später. — Deshalb ist eine Verbindung zwischen ihm und Ursula ganz unmöglich. Nein, nein, in diesem Lande soll niemand meiner Klasse verkümmern. Ursula soll aufrecht gehen und sich nicht bücken.“

Mynherr ter Linden hatte sich warm gesprochen, aber es war nicht der Ingrim, der aus seinen Augen diesmal leuchtete. Er sah anders drein als Kommerzienrat van Bosch, der vor ihm stand und einen Karren mit Vorurteilen, Engigkeiten mit griesgrämig wichtiger Miene nach sich zerrte.

„Kommen Sie, Herr Better, nun wollen wir zu den Damen gehen!“

Ursula jammerte und weinte und wehrte sich. Doch die festeste Stütze, an die sie sich hätte halten können, entglitt ihrer Hand: Frau Gabriele konnte nicht dem ausdrücklichen Wunsch ihres Mannes sich widersetzen und redete, vielleicht mit umso mehr Worten, je weniger sie überzeugt war, zu dem Vormund nach Amsterdam zu folgen. Frau Gabriele fahte behutsam zu. Übergehend alle Fragen, auf die eine bestimmte und ungemessene Antwort notwendig gewesen wäre, und sprach nach Frauenart vom Unwesentlichen und kam auf Umwegen zum Ziel. Sie benutzte vor allem Frank Werners Brief, der am Tage vorher eingetroffen war, um Ursula zu bestimmen. Denn Frank habe selbst den Wunsch, sie fern zu wissen, von all dem traurigen Fragen und neugierigen Aushorchen, dem sie hier in Dresden, wo ihn alle kannten, ausgefetzt sei.

„Du weißt, wie Frank Dich liebt, und doch steht nichts in dem Briefe, kann ein zärtliches Wort. Diese Liebe ist etwas zwischen Dir und ihm, und vor Freuden verschließt er sich. Er ist zu stolz, um seinen Schmerz sehen zu lassen. Du mußt es auch sein, Ursula.“

Das war aber auch das letzte Argument, das Frau Gabriele zu Gebote stand; Frank selbst will es!

Und doch tat es ihr bitterlich weh, daß gerade sie zureden mußte. Als sie mit Ursula und Mynherr ter Linden am nächsten Tage nach der Bahn fuhr, hielt sie die Hand des jungen Mädchens, das mit Mühe die Tränen unterdrücken konnte, in der ihrigen und streichelte sie leise, während Mynherr ten Linden unaufhörlich sprach und immer eine Einladung nach Amsterdam wiederholte. Er war selbst unsicher und erwartete ängstlich jeden Augenblick einen neuen Schmerzensausbruch. Bisweilen blickte er verstohlen und halb ängstlich nach Ursula hin, wie starke Männer kleine Kinder, die sie im Arme schaukeln, besorgt betrachten.

Doch Ursula blieb tapfer. Nun, als sie mit Frau Gabriele einen Augenblick in dem reservierten Kupee allein war,

schlang sie die Arme um ihren Hals und preßte sich schluchzend an die Freundin. Frau Gabriele war selbst so voller Weinen, daß sie Ursula nur zärtlich über die Schultern strich. Sie verstanden sich auch ohne Worte.

Von all diesen Sorgen und der Unruhe, die den Kreis der Freunde und Bekannten Frank Werners erzittern ließen, von der Verzweiflung des jungen Mädchens und dem Herzeleid des Sohnes erfuhr die alte Mutter nichts. Der Widerhall all dieser Wirrnisse und Schrednisse war durch ein Netz wohlgemeinter Lügen und fürsorglicher Vorkehrungen abgetönt und erstickt, bevor er in das stille Haus in der Dresdener Straße dringen konnte.

Der alte Sanitätsrat Lüdecke, der Frank, dem Kinde, den Eintritt in das Leben erleichtert hatte, nahm es auf sich, ihm auch bei diesem schwierigen Unterfangen zu helfen.

Da nach altem Herkommen, wenn der Wagen vorkuhr, die Gesellschafterin, Fräulein Berger, ihm schon auf der Treppe entgegenging, um ihm über die vergangene Nacht zu berichten, so konnte der Sanitätsrat unauffällig ihr den Brief zusteden, den Frank Werner ihm für sie mitgeschickt hatte.

„Es ist ein Unglück geschehen.“ — sagte der Sanitätsrat, da er das ängstliche Erstaunen auf dem Gesicht von Fräulein Berger las. — „Herr Frank ist verhaftet.“

„Um Gotteswillen!“

„Schreien Sie nicht so, Sie alberne Gans! Lesen Sie erst den Brief und nehmen Sie sich zusammen. Hier steht ein Menschenleben auf dem Spiel. Die alte Frau Mama ist hin, wenn sie auch nur ein Sterbenswörtchen erfährt. Wir müssen alles tun, um ihr das zu verheimlichen.“

Der Sanitätsrat stapfte die Treppe hinauf und stieß noch fester, als gewöhnlich, mit seinem spanischen Rohr auf, als ob er sich so mehr Haltung geben wollte. Am Eingang zu der Wohnung drehte er sich noch einmal zu Fräulein Berger um, die noch ganz verstört hinter ihm herging, und zapfte sie am Ohr läppchen. „Gänschen, habe ich sagen wollen,“ — er lächelte gutmütig. „Aber zusammennemen und Vorsicht! Wenn etwas vorkommt, sofort zu mir schicken. Und lesen Sie gleich den Brief. — So, jetzt wollen wir mal nach der Frau Mama sehen,“ sagte er laut schon im Vorraum und klopfte am Zimmer an — „Bon jour, Madame“ (Guten Tag, Madame.)

Inzwischen nahm die Untersuchung gegen den Rechtsanwält Dr. Werner ihren Fortgang. Er hatte mehrmals mit seinen beiden Verteidigern konferiert. Sie konnten ihn nur mit Mühe überreden, die Anschuldigungen durch angehende Beweisangebote auch nach der zivilrechtlichen Seite zu widerlegen. Die Staatsanwaltschaft hatte die zivilrechtlichen Verhältnisse zwischen den Eheleuten Blinker nach und vor der Ehecheidung gar nicht geprüft. Es machte sich auch in diesem Falle die mangelhafte zivilrechtliche Ausbildung der staatsanwaltschaftlichen Beamten besonders fühlbar. Diese mangelhafte Vorbildung hing schon mit der Auswahl des Nachwuchses für diese Stellen zusammen. Das Justizministerium teilte die begabtesten Juristen, diejenigen Assessoren, die die beste Note im Staatsexamen errungen hatten, den Zivilgerichten zu; der Adel und diejenigen, die sich einer besonderen Fürsprache erfreuten, gingen in die Verwaltung über, und mit dem Rest des verfügbaren Nachwuchses, soweit sich die Betreffenden nicht der Anwaltschaft widmeten, wurden die Stellen der Strafrichter, Staatsanwälte und Untersuchungsrichter besetzt. Da nun diese Beamten ausschließlich mit Strafsachen beschäftigt wurden, ein Austausch mit Beamten der Zivilgerichte nie stattfand, so verfielen die Strafrechtler völlig in allen denjenigen Fällen, wo erst die Klarlegung komplizierter zivilrechtlicher Verhältnisse ein Urteil darüber erlaubte, ob eine strafbare Handlung oder ein zivilrechtlich strittiges Rechtsverhältnis zwischen dem Anzeigerstatter und dem Angeeschuldigten vorlag.

Diese Unfähigkeit, ganz besonders des Staatsanwalts, und dessen Verfolgungswichtigkeit, war auch dem Publikum bekannt. Wer seines Rechtes nicht so sicher war oder Kosten und Mühe scheute, den Zivilweg zu beschreiten, ging den einfacheren, wenn auch würdelosen Weg, und erstattete eine Anzeige gegen den, von dem er sich geschädigt glaubte, und überließ die weitere Verfolgung der Staatsanwaltschaft. So hatte sich das häßliche Wort gebildet, der billigste Anwalt ist der

Staatsanwalt. Eine Redensart, die beiden zur Unehre ge-  
reichte.

Dr. Werner hatte sich zunächst gestraubt, seine Freisprache durch die zivilrechtlichen Nachprüfungen herbeizuführen. Ihm lag vor allem am Herzen, daß die abscheulichen Verleumdungen als unwahr erkannt wurden, daß das Gericht in der Hauptverhandlung zur Ueberzeugung gelangte, daß er weder gedroht, noch etwas Unwahres gesagt habe. Doch bei dem Ernst seiner Lage hatte er dem Drängen seiner beiden älteren Kollegen nachgegeben und ihr Vorgehen gutgeheißen.

Während diese alles wünschenswerte Entlastungsmaterial zusammenbrachten, wurde Dr. Werner mehrmals vom Untersuchungsrichter vernommen, um zu einer weiteren Vernehmung von Frau Adele Winker vor dem ersuchten schweizerischen Gericht Stellung zu nehmen. Er ließ ihr eine Reihe von Fragen vorlegen, durch die er hoffte, ihrer Erinnerung nachzuhelfen und ihre Aussagen in die Bahnen einer wahrheitsgetreuen Darstellung zu lenken, denn er rechnete ihre konfusem Verdächtigungen ihrem hohen Alter zugute.

Der Untersuchungsrichter sprach als Beamter seine Ansicht über den Fall nicht aus, aber nach der Art seiner Vernehmung gewann Dr. Werner die Ueberzeugung, daß er die Anschuldigungen anders bewertete, als der Staatsanwalt.

Doch als das Protokoll aus Montreux eintraf und Dr. Werner das umfangreiche Aktenstück durchgesehen hatte, glaubte er nicht mehr an die Gutgläubigkeit der Frau. Die versteckten Andeutungen in den ersten Briefen, die, auch im Wortlaut noch unklare, erste kommissarische Aussage hatte sich geklärt, war ganz deutlich in den gewählten Ausdrücken geworden. Das lange Gespräch am Nachmittag und Vormittag war auseinandergerissen und wieder zusammengeknüpft zu einer Schlinge, die ihn erdrosseln mußte. Er starrte trostlos vor sich hin und schüttelte den Kopf, er wollte nicht verstehen, daß ein Mensch so schamlos lügen konnte.

Der Untersuchungsrichter beobachtete ihn scharf.

Dr. Werner hob die Augen und sah ihn voll an: „Die Regie von Felix Winker“ und legte die Hand auf das Aktenstück.

Der Untersuchungsrichter wich seinen Blicken aus und zuckte mit seinen Schultern, als ob er sagen wollte — ja, wenn die Frau das beschwört, dann können Sie sich selbst sagen, was die Folge sein wird.

Dr. Werner war hellhörig geworden: „Soweit sind wir noch nicht, Herr Landgerichtsrat. Zunächst beantrage ich Hausuntersuchung bei Frau Winker und Beschlagnahme aller Briefe ihres Sohnes.“ (Fortf. folgt.)

## Die Brüder.

Von Martin Andersen Nexø.

Auf Bornholm herrschte der ausgezeichnete Brauch, daß der jüngste Sohn — der Hofdront — den väterlichen Hof übernimmt. Die Eltern bleiben am Ader, bis alle Kinder erwachsen sind und können den älteren vorwärts helfen, der letzte im Schwarme ist nicht so leicht der Gefahr ausgesetzt, vor eine leere Schüssel gestellt zu werden.

Aber diese Ordnung hat auch ihre Mängel. Sterben die Eltern früh, so fehlt es der Familie leicht am Oberhaupt.

Just so war es auf dem Vorrethof zugegangen; Jens Köller, der Hofdront, war erst zehn Jahre alt, als der Vater — als letzter von den Eltern — starb. Der ältere Bruder, Jens Peter, kam nun nach Hause aus Seeland, wo er Verwalter war, und übernahm die Bewirtschaftung des Hofes. Er war damals zweiundzwanzig Jahre.

Jens Peter setzte eine Ehre darein, den Hof einmal dem Bruder in der gleichen Ordnung abzuliefern, in der er ihn selbst übernommen hatte, und er verstand seine Sache. Aber zufrieden, das war er nicht. Es war nichts Neues, das eigene väterliche Heim für einen anderen zu leiten und obendrein zu wissen, daß das Ganze mit Zug und Recht einem selbst hätte gehören müssen. Ueberall sonst in der Welt bekam der älteste Sohn den Hof — wie es recht und billig war. Jens Peter fühlte, daß er dem Vater am nächsten gestanden hatte. Er war unter seinen Augen geboren und angeleitet worden und hatte die Tradition unmittelbar von seinen Lippen übernommen: So sollte das gemacht werden und so das. Es hatte seine Art, wenn der Vater dem Brauch der Väter folgte und ebenso, wenn er nach reiflicher Ueberlegung mit ihm brach; und Jens Peter hielt die Tradition in Ehren und erntete Segen davon. Der Hof verbesserte sich noch mehr unter seinen Händen.

Aber froh war er trotzdem nicht! Da lief der kleine Vursche, der Dront, umher und war der eigentliche Hofbauer; obgleich er kaum seine Hosen zutropfen konnte, sah jeder in ihm den Herrn des Hofes und erwieh ihm Ehre. Ein Spätgeborener war er, und viel-

leicht war er Schrapluchen<sup>\*)</sup> in mehr als einem Sinne: Er verriet jedenfalls für nichts Interesse, ließ sich vielmehr bloß verhätscheln, während andere um ihn herum die Dinge wachsen ließen.

Inzwischen reiste der Hofdront heran und wurde so alt, daß er anfangen mußte, sich selbst einen Begriff von allem zu verschaffen.

Jens Peter blieb auf dem Hof, bis der Bruder Mannesgewalt über sein Eigentum hatte. Dann verließ er die Heimat, da es nun einmal so sein mußte, und suchte sich ein eigenes Reich. Niemand sollte ihm nachsagen, daß er dort schalten wolle, wo er nichts zu tun hatte.

Weit weg zog er jedoch nicht. Es hieß, er hätte sich drüben, in der Gegend, wo er Verwalter gewesen war, ein gutes Gehöft erheiraten können. Dort in der Fremde hatte wohl ein Mädchen alle die Jahre hindurch treu auf ihn gewartet. Aber er zog es vor, diese Sache fahren zu lassen und sich einen bescheidenen Hof in der Heimat gleich auf der andern Seite des Berges zu kaufen. So war er wenigstens in der Nähe.

Von seinem Vestigium aus hatte er ein Auge auf alles, was auf dem väterlichen Hof vorging. Der lag ihm mehr am Herzen als sein eigener, schien es, denn wenn er Nachbarn von drüben traf, fragte er sie genau nach allem. Und die Leute behaupteten, sie hätten ihn des Nachts auf dem Grundstück des Vorrethofes gesehen, vermutlich war er im Begriff gewesen, den landwirtschaftlichen Vertrieb zu untersuchen. Am Tage ließ er sich nie dort sehen.

Ein wenig Aufsicht über Jens hätte sonst recht nothgetan. Jegenwelches Interesse für die Dinge verriet er nicht — und war überhaupt ein sonderbarer Kauz von einem jungen Mann. Aus der Weiblichkeit machte er sich nichts, wie andere junge Leute; bei Festlichkeiten sah er immer bei den Alten, spielte Karten mit ihnen und ließ die Jugend tanzen. Einen so jungen Spielbruder hatte man noch nie gesehen — auch keinen, der so hitzig bei der Sache war. Er überbot stets, und es wurde allmählich stillschweigend Sitte im Kirchspiel, daß nur ganz niedrig gespielt wurde, wenn Jens Köller zugegen war.

Aber man hatte nicht viel davon, denn nun gefiel es ihm einfach, zur Stadt zu fahren und sein Geld dort anzulegen. Er geriet in die Gesellschaft von Verbedhändlern und Bauernfängern und spielte Dreiblatt in den Hotels. Er verlor immer — mochte es nun daran liegen, daß man mogelte oder daß er zu dumm war.

Der Bruder litt darunter, mit ansehen zu müssen, wie der väterliche Hof verfiel und ein Stück des Heims nach dem anderen in Geld umgesetzt wurde. Er verfolgte Jens wie ein Schatten; fuhr der in die Stadt, so ließ auch Jens Peter anspannen und fuhr gleichfalls hin. Offen kreuzte er den Weg des Bruders nicht, aber durch viele Mittel suchte er ihn ihm zu verippen. Er entzog ihm den Kredit, wo er konnte, und suchte die Bauernfänger von ihm zu verschrecken, indem er drohte, die Behörde zu benachrichtigen.

Aber Jens gehörte zu den Verschwendern, die früher oder später in jeder Familie auftreten und deren Wert wieder zerrieben lassen wie Spreu im Winde; er mußte zerflören.

Ebenso gut hätte man versuchen können, den Kal auf seinem Wege zum Laichplatz aufzuhalten, wie ihm die Bahn zu sperren; er fand sich durch, wie man sich auch benehmen mochte. Da ließ Jens Peter ihn denn schließlich darauf loswirtschaften und begnügte sich damit, so gut er konnte, das väterliche Eigentum, das der Bruder vermöbelte, wieder aufzulassen. Er brachte die Gegenstände zum heimathlichen Hofe zurück — denn dahin gehörten sie ja! Aber er ließ sich von dem Bruder ein Papier geben über die Dinge, die er so zurückkaufte.

Eines Tages brachte er das Silberzeug an — nur bei diesen Gelegenheiten ließ er sich auf dem Hofe sehen. Jens lag noch im Bett und sah übermächtig und elend aus: das Leben, das er führte, hatte ihn gehörig angegriffen. Die Augen waren unstein und leer.

Jens Peter legte das Silberzeug mit einem Ausdruck von Hoffnungslosigkeit und Ekel vor ihn auf das Dedbett. „Das ist nutzlos gekämpft!“ sagte er hart. „Nun habe ich diese Sachen zum zweiten Male nach Hause laufen müssen! Du bist Dir wohl klar darüber, daß Du ein Verbrecher bist?“

Jens sah ihn verständnislos an — so unangefochten wie ein Säugling, auf den mit einem Revolver gezielt wird.

„Begreift Du nicht, daß es eine strafbare Handlung ist, etwas zu verkaufen, das einem nicht gehört?“ fragte Jens Peter mit Ueberwindung in der Stimme. Er konnte sich kaum aufraffen, etwas zu sagen — das Ganze war so nutzlos.

Jens fing den Ausdruck des Bruders auf und brach plötzlich in Gelächter aus — jetzt erst erkannte er den ganzen Zusammenhang. „Du hast das Silberzeug wieder zurückgelauft?“ stöhnte er lachend. „Dir muß ja was fehlen!“

„Wo ist die Kommode?“ fragte Jens Peter finstern.

Jens zupfte am Dedbett. „Beim Schreiner“, erwiderte er. Er sah nicht auf.

„Das ist eine Lüge!“ Jens Peter packte ihn an der Schulter, daß er sich wand.

„Ich kann mich nicht darauf bestimmen“, flüsterte er verzagt.

„Vor acht Tagen war sie doch hier. Versuch, ob Du Dich nicht bestimmen kannst, wenn Du sie verpändet hast. Du sollst Dich bestimmen!“

\*) Strablage (Schrapluchen) heißt in Dänemark ein aus der Zeigresten bereiteter Kuchen, ferner: das jüngste Kind der Familie.

Jens stützte sich auf den Ellbogen und gab sich Mühe, grüblerisch auszu sehen; seine Züge arbeiteten schwer, er hatte den besten Willen. Dann erschlaffen sie plötzlich und er warf sich zurück. „Ach, laß mich!“ sagte er klagend. „Was schert mich das alles, was Ihr in einem oder zwei Jahrhunderten zusammengeschiebt habt! Was hab ich damit zu tun! Nimm den ganzen Dreck und gib mir 1000 Taler — oder bloß 500! Nimm es ganz umsonst! Sonst ist das Ende vom Liede, daß ich alles verkaufe!“

„Probierst Du das, so zwingst Du mich zum äußersten!“ sagte Jens Peter leise; er war im Gesicht aschgrau geworden.

„Was denn dann?“ Jens rückte den Kopf hin und her, er langweilte sich.

„Dann reise ich zum König und lasse Dich von ihm unmündig erklären; daß Du's weißt!“

Jens wurde auf einmal lebendig. „Bin ich dann das Ganze los — Verantwortung und alles?“ fragte er aufhorchend.

„Ja, dann werd ich wohl den Hof bewirtschaften — und Du bekommst so viel, daß Du Deinen Unterhalt hast. Gar viel kann das ja nicht sein, so verschuldet und zugrunde gerichtet wie alles ist — tausend Kronen im Jahr vielleicht. Du kannst Dich ja bei mir aufhalten, wenn Du willst.“ Jens Peters Stimme klang ganz heil vor Erstaunen.

Jens hatte die Hand des Bruders ergriffen. „Ich dank Dir, Bruder!“ wiederholte er in einem fort, vor Rührung war die Stimme ganz belegt. „Ich dank Dir, Bruder!“

„Du solltest ein reines Hemd anziehen“, sagte Jens Peter trocken und strich den schlaffen Händedruck von sich ab. „Deine Wirtschafterin sagt, Du hättest es seit Monaten nicht gewechselt. Und dann solltest Du aufstehen — es ist bald Mittag!“

Aber Jens drehte sich auf die andere Seite, sobald der Bruder gegangen war. Er konnte diesen Bruder nicht im geringsten begreifen, wie er sich abhärmete über all das Gerümpel, das die Familie im Laufe der Zeit zusammengescharrt hatte! Aber er wollte jetzt ein bißchen schlummern — und dann anspannen und zur Stadt fahren. — Der wollte 1000 Kronen jährlich dafür geben, daß er sich mit einem verschuldeten Hof herumzuschlagen durfte — es mußte ja eine Schraube bei ihm los sein!

Jens Peter begriff den Bruder ebensowenig. Sich freiwillig das Ganze aus der Hand nehmen, sich unmündig machen lassen. . . . Jens mußte den Verstand verloren haben! (Schluß folgt.)

## Die Verpflegung der großen Heere im Felde.

Wie die modernen Heere unserer Zeit im Kriege verpflegt werden sollen, ist ein Problem, zu dessen Lösung wohl im Frieden schon die umfassendsten Vorbereitungen getroffen sind, das aber erst im Ernstfalle seine hohe Wichtigkeit und gewaltige Schwierigkeit zeigen muß. Die Truppe, die kämpfen soll, muß essen. Ohne leibliche Nahrung in genügendem Maße ist der Soldat nicht imstande, die Aufgaben zu erfüllen, die seiner im Kriege harren.

Die Nahrungsmittel für den Soldaten werden teils unmittelbar dem Kriegsschauplatz als Rohmaterialien entnommen, teils aus der Heimat und aus den Gegenden des Kriegsschauplatzes herangeschafft, die vom Kriege augenblicklich nicht unmittelbar berührt sind. Dies ist der oberste Grundsatz in allen Angelegenheiten, die sich auf die Verpflegungsvorsorge für die mobile Armee beziehen. Es ist vor allen Dingen Sache der Truppe, sich, soweit es möglich ist, von dem zu ernähren, was ihr der Kriegsschauplatz bietet. Die Pflicht der Intendantur, der für die Bereitstellung der Verpflegung bestimmten Behörde, ist es dann, so ausgiebig für Vorräte zu sorgen, daß sie das etwa Fehlende zu liefern imstande ist, wenn die Truppe an irgend etwas Mangel leidet. Und auch die Vorgesetzten haben dafür zu sorgen, daß die Truppe nach Möglichkeit reichlich mit Verpflegung ausgestattet ist. Immer aber gilt der Satz, daß die Hilfsmittel des Kriegsschauplatzes nach Möglichkeit ausgenutzt werden. Befindet sich die Truppe in Feindesland, so sind die Beirübungen (Requisitionen) das geeignetste Mittel, vom Kriegsschauplatz selbst zu leben. Für alle Fälle aber führt die Truppe die sogenannte eiserne Ration mit, das ist der dauernde Verpflegungsvorrat, auf den nur im äußersten Notfall und erst wenn alle anderen Verpflegungsmittel fehlen und auf kleinertei Weise herbeigeschafft werden können, zurückgegriffen werden darf. Nur ein ausdrücklicher Befehl der Kommandanten, die auf die Verpflegung ihrer Truppen zu achten haben, läßt den einzelnen über diesen eisernen Bestand verfügen, und in den meisten Militärstaaten erstreckt sich das Dispositionsrecht über den eisernen Vorrat auch nur auf eine Portion oder Ration. Uebrigens liegt den Offizieren aller Grade die Pflicht ob, für die Erhaltung dieses eisernen Vorrates mit aller Energie einzutreten.

Die Trains, die der Truppe im Felde folgen, führen einen zum regelmäßigen laufenden Gebrauch bestimmten Vorrat an Lebensmitteln und an Futter für die Pferde mit. Auch hier gilt überall das Prinzip, diese Trainenteile mindestens so zu beladen, daß sie Lebensmittel und Futter im Ausmaße einer Portion bei sich haben. Sind die Zufahrtswege zur Truppe in guter Beschaffenheit, so wird eventuell auch noch eine zweite Ration mitgeführt. Wenn die Verhältnisse es zulassen, so befindet sich bei solch

trains noch ein Marktenbortwagen für die Truppen. Es braucht wohl nicht näher ausgeführt zu werden, daß es für die ausländigen Befehlshaber einer besonderen Umsicht bedarf, dafür zu wirken, daß diese Ernährungscolonnen rechtzeitig und mit den notwendigsten Artikeln immer wieder neu gefüllt werden.

Auch für die Ernährung des Soldaten gilt die Regel, daß er gleichmäßig Fleisch und Pflanzkost braucht. Danach wird die Art der Verpflegung im Kriege, so weit es möglich ist, eingerichtet. In allen Lagen des Krieges ist es das Nichtigste, wenn der Soldat etwa für den Tag 150 Gramm Eiweißstoff, 100 Gramm Fett und gegen 500 Gramm Kohlehydrate zu sich nimmt. Die Mindestgrenze für Eiweißstoffe beträgt in den meisten Heeren 120 Gramm. Im Winter empfiehlt sich die Erhöhung der Eiweißstoffe auf etwa 500 Gramm. Die Verwendung dieser Mittel ist in verschiedenen Armeen verschieden, denn im Rahmen der allgemeinen Grundsätze der Zubereitung unterscheiden hierüber die Gewohnheiten und der nationale Geschmack der Heere. Jede Armee nimmt ein bestimmtes Maß von Gesundheit und physischer Kraft in den Krieg mit. Sie zu erhalten, ist oberstes Gebot der Heeresführung. Aber von diesem so wertvollen Kapital wird im Verlaufe eines Feldzuges sehr viel verbraucht, und darum muß die Verpflegung möglichst viel Ersatz bieten für das, was Entbehrungen und die auf das höchste angespannte Leistung des einzelnen Soldaten von ihm aufzehren. Darum muß auch in der Verwendung von Verpflegungsvorräten ein systematisches Handeln der Befehlshaber Platz greifen. Sind die Leistungen der Truppe solche, die nicht über das normale Maß eines gesunden jungen Mannes hinausgehen, so wird die Verpflegung das gewöhnliche Maß und Quantum nicht zu überschreiten brauchen. In Zeiten der höchsten Anspannung aber muß dem Körper reichlich Ersatz gegeben werden für die verloren gegangenen Kräfte.

In den großen Militärstaaten liegt, wie schon oben erwähnt, die Sorge für die Ernährung der Truppe bei bestimmten Organen, bei der Intendantur und bei den Offizieren, die für den Verpflegungsdienst in Aussicht genommen sind. Sie unterstehen den Kommandanten der Truppen, besitzen Hilfspersonal und halten sich im allgemeinen an die Befehle der Kommandanten, denen sie täglich über die Sachlage Bericht und Vorschläge zu erstatten haben. Sie nehmen die Lebensmittel in Empfang, die beigegeben oder angekauft oder durch die Trains der Truppe zugebracht werden, sie führen den Betrieb der Schlächtereien, die etwa im Bereiche ihrer Truppe aufgestellt werden, und sie tragen auch ein gutes Stück der Verantwortung, die mit der Durchführung aller dieser Maßnahmen verbunden ist. Wenn es sich um Beirübungen handelt, dann ist auch im Feindeslande das bare Geld das beste und nie versagende Mittel, die Lebensmittel aus den Magazinen und Scheunen hervorzuholen. Verspricht man den Eigentümern von Lebens- und Futtermitteln nur Bescheinigungen, die nach Beendigung des Krieges eingelöst werden sollen, so verschwinden die Mittel für den Lebensbedarf der Truppen in der Verlenkung. Und die Bezahlung muß auch eine gute, wenn nötig, eine glänzende sein. Das ist eine alte Erfahrung in allen Kriegen der alten und neueren Zeit.

Die Trains haben ganz gewaltige Aufgaben für die Verpflegung der Armee zu lösen. Allerdings sind sie in allen modernen Armeen so beschaffen, daß sie, wenn nicht störende Zwischenfälle eintreten, in der Lage sind, sie zu bewältigen. Sie führen leichte Proviantcolonnen, dann schwere Proviantcolonnen, sonstige Fuhrparis — alles darauf berechnet, daß die im Frieden bereitgestellten oder im Augenblicke des Krieges zur Einlieferung gelangenden Lebens- und Futtermittel im Rücken der eigenen Armee sichergestellt sind. Hierin aber liegt auch eine riesige Gefahr für die Verpflegung der Truppe. Spielt sich der Krieg in einem Lande ab, das über reichliche Hilfsmittel verfügt, dann hängt naturgemäß die Truppe nicht so an ihren Trains, wie in einem wegearmen und von der Natur weniger begünstigten Lande. Ein reiches Land kann auch auf einige Zeit die Millionenheere unserer Zeit ernähren. Es kann im schlimmsten Falle nur die Möglichkeit eintreten, daß die Ernährung einseitig, gleichförmig wird. Besser aber ist es stets, wenn überhaupt etwas zum Essen und zum Füttern im Lande da ist, als wenn die Armee an dem dünnen Faden der eigenen Trains hängt und wenn diese ihre Vorräte auf langem Wege, von der Heimat aus auffüllen lassen müssen. Es ist eine der schwierigsten Aufgaben der modernen Kriegsführung, die Trains mit der Verpflegung richtig zu disponieren, sie zu versammeln, an den richtigen Punkten in Einlang mit den vorausgesetzlichen Operationen im allgemeinen und in bestimmten Fällen an besondere Vertlichkeiten zu bringen. Dabei ist noch nicht mit der Möglichkeit gerechnet, daß die Operationen und die aus ihnen hervorgehenden Einzelkämpfe durch die Ereignisse der Kämpfe selbst sich an anderen Stellen abspielen, als vorausgesehen war, und daß die Wechselfälle des Krieges eben unabsehbar sind. Die taktische Sicherung des Trains ist eine Lebensfrage der kämpfenden Truppe. Auf eine Niederlage folgt gewöhnlich bitterer Hunger, denn die geschlagene Truppe verliert in der Regel auch den Train und mit ihm für mitunter lange Zeit die Hilfsquelle der Ernährung.

Auch die Beschaffung des Brotes, des Hauptnahrungsmittels des Soldaten im Kriege, verlangt besondere Vorkehrungen. Die Truppen führen gewöhnlich mobile Feldbäckereien mit sich. Zu ihrer Bedienung ist ein ausgebildetes Personal vorhanden, und viele Anstalten werden weit hinter die operierende Armee verlegt. Da die Intendanturbehörde rechtzeitig Maß an diese D Mehl wird durch die Bäckereien sichergestellt

Eisenbahn oder wenn nötig durch Fuhrwerke dahin gebracht. Aber auch hier wird man sich in allen Armeen daran zu halten haben, daß wieder das Land das Material zuerst zu liefern hat. Sind weitgehende Maßnahmen nötig, um dort vorhandene Vorräte an Getreide zu mahlen, so wird auch dies getan, und wenn nötig, müssen die Mühlen des Reiches gezwungen werden, die Mählarbeiten in allererster Linie für die Bedürfnisse der Arme auszuführen. Wieder aber tritt hier der kritische Moment ein, in dem das Mehl durch die Trains nach vorne gebracht wird, zu den Feldbäckereien, die darauf warten, der Truppe das erforderliche Brot zuzubereiten und abzuliefern.

Alles in allem ist es eine Angelegenheit von höchster Bedeutung, ob der Versorgungsdienst bei einer operierenden Armee richtig funktioniert oder nicht. Wenn auch eine Schulung der verantwortlichen Organe im Frieden schon einen großen Grad von Sicherheit dafür geben kann, daß die Truppe nicht Mangel leidet in den Zeiten, wo man von ihr das Letzte und Höchste erwartet, so gibt doch erst die rechte Möglichkeit dafür, daß sich alles in dieser Beziehung glücklich abrollt die Geistesgegenwart der Führer und der Leiter des Versorgungswesens. Ihnen ist das leibliche Wohl der Armee anvertraut, sie müssen aus der Situation heraus disponieren, sie allein können nach den vorhandenen Verhältnissen das Zweckentsprechende verfügen. So mannigfaltig aber sind die Zwischenfälle in einem Kriege, daß sich in allen Armeen nur ganz allgemeine Prinzipien für die Versorgung ausbilden konnten. Alles andere, was nicht mehr im Rahmen des menschlichen Ermessens liegt, ist, wie alles im Kriege, Sache des Glücks, der jeweiligen Lage und vor allen Dingen der zielbewußten Entschlußfähigkeit und der nie erlahmenden Energie. Nur eines ist sicher: der Erfolg winkt leichter einer Armee, die gut ernährt, gut versorgt ist, als körperlich geschwächten, erschöpften Truppen.

## Kleines Feuilleton.

### Geschichtliches.

Die Städte Kalisch und Bendin (Bendzin) in der Geschichte. Die Stadt Kalisch in Rußisch-Polen, die von deutschen Truppen eingenommen und besetzt worden ist, hat in der Geschichte schon einige Male eine bedeutsame Rolle gespielt. Zum ersten Male zur Zeit des Krieges, den Karl XII. gegen Polen führte. Karl hatte es durchgesehen, daß am 12. Juli 1704 in der von schwedischen Soldaten umstellten polnischen Wahlversammlung Stanislaus Leszcynski, Wojwode von Posen, zum König von Polen gewählt wurde. Die sächsische und die russische Partei im Lande hielten aber an August II. fest, und die Meinungsverschiedenheiten führten schließlich zum Kriege. Die Schweden besetzten in Polen und Litauen den Erfolg an ihre Fahnen, und Karl faßte auf diese Erfolge hin den Entschluß, seinen Gegner in Sachsen aufzusuchen und zur Deckung Polens einige Truppen unter General Marderfeld zurückzulassen. Der Schwedenkönig war in Sachsen siegreich und schloß am 24. September 1706 mit den Bevollmächtigten August II. den Frieden von Altranstädt. Vier Wochen nach dem Friedensschluß aber, am 29. Oktober 1706, griff der russische General Menschikow mit polnischen und russischen Truppen den schwedischen General Marderfeld bei Kalisch an und brachte ihm eine vollständige Niederlage bei.

Zu weit größerer Bedeutung gelangte Kalisch während der Befreiungskriege. Am 27. und 28. Februar 1813 schlossen Preußen und Rußland in Kalisch ein Schutz- und Trutzbündnis, um Europa vom „Napoleonischen Joch“ zu befreien. Rußland verpflichtete sich, 150 000 Mann zu stellen, während Preußen 80 000 Mann ins Feld schicken sollte; Frieden und Verträge sollten nur gemeinsam geschlossen werden. In einem Geheimartikel war die Wiederherstellung Preußens im Umfang von 1805 versprochen. Durch das Bündnis war die Waffengemeinschaft gesichert. Preußen stellte statt der 80 000 Mann, die es in Kalisch versprochen hatte — bei einer Einwohnerzahl von nicht ganz fünf Millionen — insgesamt 271 000 Mann, also einen Soldaten auf 17–18 Einwohner. Das ist mehr, als je ein Volk geleistet hat. Rußland aber, das 150 000 Mann versprochen hatte, stellte höchstens 50 000 Mann. Am 25. März erließen dann die Verbündeten von Kalisch aus ein Manifest, in dem sie allen Fürsten, die sich der Sache der Freiheit verschlossen, mit der verdienten Vernichtung durch die Kraft der öffentlichen Meinung und die Macht gerechter Waffen drohten; der Rheinbund sei aufzulösen und die Wiedergeburt Deutschlands allen Fürsten und Völkern Deutschlands anheimzustellen. Der 2. April desselben Jahres brachte eine Begegnung der Monarchen beider Länder in Kalisch.

Noch ein drittes Mal wird Kalisch in der Geschichte erwähnt. Die Polen hatten sich im Jahre 1831 gegen Rußland erhoben; sie kämpften wie die Löwen, aber alles war umsonst, und sie konnten das russische Joch nicht abschütteln. Am 8. September 1831 mußte sich Warschau auf Gnade und Ungnade ergeben. Der Rest des polnischen Heeres, etwa 20 000 Mann, verließ die Stadt. „Noch ist Polen nicht verloren“, sangen die Soldaten, als sie aus den Toren Pragas hinausjagten. Auch der polnische Reichstag verließ die Hauptstadt. Die zerstreuten Trümmer der polnischen Armee wurden am 18. September dicht vor Kalisch von den Russen noch

Rybinski überschritt darauf mit seinen Soldaten die preussische Grenze. Die Truppen wurden hier entwaffnet, blieben aber in Preußen, bis Kaiser Nikolaus ihnen unter Zusicherung der Amnestie die Erlaubnis zur Rückkehr gewährte.

Die im Gouvernement Petrikau gelegene Stadt Bendin oder Bendzin, die jetzt gleichfalls von preussischen Truppen besetzt worden ist, hat auch schon einmal von sich reden gemacht. Im Jahre 1589 schloß Oesterreich hier einen Vertrag ab — die sogenannten „Paktten von Bendin“ —, durch den es Sigismund IV. als König von Polen anerkannte, während Maximilian, der Bruder Rudolfs II. seinen Ansprüchen auf den Thron entsagte.

### Heilkunde.

Die Behandlung des durchschossenen Herzens. Noch vor wenigen Jahrzehnten wäre es dem mutigsten Chirurgen undenkbar erschienen, sein Messer an das Herz anzulegen, selbst wenn die größte Lebensgefahr bestand. Das ist seit etwa 20 Jahren anders geworden und die ärztliche Literatur weiß jetzt schon etwa 50 Fälle zu nennen, in denen allein bei Schußverletzungen des Herzens Operationen ausgeführt worden sind. Die Aussicht auf Erfolg richtet sich selbstverständlich nach dem Grad der Verletzung, ist aber bereits verhältnismäßig groß, da etwa die Hälfte der Operationen zu gelingen pflegt. Dr. Theodor Müller aus Augsburg berichtet die Liste in der „Münchener medizinischen Wochenschrift“ durch die Beschreibung eines neuen Falles. Es handelte sich um einen 15 Jahre alten Lehrling, der sich selbst durch einen Pistolenschuß ums Leben zu bringen versuchte und nach dem oberflächlichen Befund das Herz getroffen hatte. Immerhin hatte er nach dem Schuß noch eine Treppe seines Wohnhauses ersteigen und seinen Selbstmordversuch berichten können, den er nun heimlich im letzten Augenblick doch noch zu bedauern begonnen hatte. Er wurde sofort ins Krankenhaus gebracht und dreiviertel Stunden nach seiner Lat operiert. Es stellte sich heraus, daß der Schuß die rechte Herzkammer getroffen hatte. Die Lunge war nicht verletzt und die Herzwunde wurde nun mit drei Nähten verschlossen. Zur Stärkung der Lebenskraft wurde eine beträchtliche Menge von Kochsalzlösung in die Adern eingeführt. In den nächsten 10 Tagen schien der Kranke sehr gute Fortschritte zu machen, dann aber trat Fieber ein, das bis auf 40 Grad stieg und einen nochmaligen Eingriff nötig machte. Damit waren die Beschwerden in der Hauptsache beseitigt und der Jüngling konnte nach etwa 2 1/2 Monaten als geheilt entlassen werden. Das stedengebliebene kleine Geschöß wurde an seiner Stelle belassen. Zur Ernährung der Herzwunden wurde in diesem Fall Katgut (Schafsdarm, eigentlich Kagen Darm) verwandt, während sonst häufiger Seide zu diesem Zweck benutzt wird. Dr. Müller berichtet übrigens noch von dem zweiten Fall eines Mädchens, das auf ein Glasdach gesprungen war und Schnittverletzungen in der Herzgegend erhalten hatte, wobei ein Glassplitter ins Herz eingedrungen war. Diesmal mißlang die Operation, aber wohl nur wegen zu später Entlieferung des Kindes, das erst nach vier Stunden in ärztliche Behandlung kam, da der Ernst der Verletzungen nicht erkannt worden war.

### Wetterkunde.

Wetter und Mobilmachung. Krieg und Mobilmachung beeinträchtigen auch den internationalen meteorologischen Dienst begreiflicherweise auf das empfindlichste. Seit dem vergangenen Sommerabend laufen die telegraphischen Meldungen aus dem Auslande nur noch ganz spärlich und lückenhaft ein; völlig fehlen die Meldungen aus Rußland und Frankreich, was infolge der Einstellung des Post- und Telegraphenverkehrs mit den beiden Ländern auch nicht anders zu erwarten war. Aber auch die Wettertelegramme aus Dänemark und Schweden, aus Oesterreich-Ungarn, der Schweiz und Italien bleiben aus, und aus dem ganzen Süden jenseits der deutschen Grenzen sind es lediglich Wien und Rom, woher noch Wettermeldungen eingelassen sind. Norwegen hat im Gegensatz zu den beiden anderen skandinavischen Ländern bisher den Dienst noch aufrecht erhalten. Inwieweit es später möglich sein wird, noch Wiederteilnahme friedlicher Verhältnisse die fehlenden Angaben nachzutragen, erscheint fraglich, hat auch nur wissenschaftliches Interesse, das in diesem Augenblick völlig in den Hintergrund tritt. Die für die Erkennung grundlegender Wetteränderungen besonders wichtigen Telegramme aus Großbritannien, von Island, den Färöern und aus Norwegen laufen ja bisher noch ein; sollten etwa später auch diese ausbleiben, so würde die rechtzeitige Meldung der Annäherung dieser Wirbel wahrscheinlich unmöglich oder wenigstens sehr erschwert werden. Und mit der Annäherung des Herbstes ist gerade in der atlantischen Wirbeltätigkeit eine Verstärkung zu erwarten. Die augenblickliche Wetterlage ist der Vorbereitung der Kriegsoperationen jedenfalls günstig. Es herrscht in ganz Mitteleuropa nach verbreiteten Gewitterregen wieder heiteres Hochdruckwetter mit sommerlich warmen Temperaturen. Im Norden der Britischen Inseln ist aber ein Minimum unter 745 Millimeter Tiefe verlagert, und dessen Vorrücken nach Osten oder Nordosten dürfte bei uns zu einer weiteren Temperatursteigerung führen, mit der erneute Gewitterneigung verbunden sein wird. Die Witterung scheint danach für die nächsten Tage heiter und warm zu bleiben und abgesehen von Gewitterregen sind stärkere Niederschläge von längerer Dauer zunächst wohl kaum zu erwarten.